solcher Zeugnisse entstanden wären, ohne doch von dem vorausgesetzten Verfasser zu sein, ferner daß wir sie nicht mehr in derjenigen Gestalt haben, in der sie ursprünglich abgefaßt waren. Ich meine nun nicht, daß wegen solcher offen bleibenden Möglichkeiten man überhaupt darauf verzichten muß, zu einem wissenschaftlichen Urteil zu gelangen; aber ich wollte nur zeigen, wie leicht es möglich ist, Bedenken zu erheben, die durch die bloße Tradition der Kirche zu überwinden unmöglich ist. Es wäre wohlgethan, wenn man aufhörte auf diese äußern Zeugnisse ein so großes Gewicht zu legen. Sie gehören mit zur Vollständigkeit des Aktenmaterials, sie geben einen Anhalt für die größere oder geringere Verbreitung und Anerkennung einer neutestamentlichen Schrift in einer gewissen Zeit; aber entscheidend kann das Urteil der ältesten Kirchenväter nie sein: sie können sich gerade so gut geirrt haben wie spätere Generationen. Aber auch die Quellenkritik aus innern Gründen hat ihre großen Schwierigkeiten, wie das starke Auseinandergehen der Ansichten zeigt. Wie stellen sich ihre Resultate auf dem Gebiete des Alten Testaments dar? Was man für Urkunde der mosaischen Zeit gehalten hatte, wird um viele Jahrhunderte später angesetzt. Unbesehen kann kein Satz der geschichtlichen Bücher des Alten Testaments mehr als urkundliches Zeugnis gelten. Und das sind nicht Sätze, die, von einem extravaganten Heißsporn aufgestellt, ein Eintagsleben haben, sondern die von Jahr zu Jahr weitere Kreise für sich gewinnen und auch solche Männer mehr oder weniger zur Anerkennung zwingen, denen, wie dem seligen Delitzsch, niemand ein ernstes Glaubensleben und Pietät vor dem Worte der Schrift und der Ueberlieferung der Kirche abstreiten kann. Wollte man aber sich auf das Neue Testament zurückziehen, so ist nicht weniger Streit über den Umfang dessen, was auf Urkundlichkeit Anspruch machen kann. Wir wollen absehen von der neuen holländischen Schule, welche die ganze neutestamentliche Litteratur in viel spätere Zeit versetzt; aber wie viel Streit auch sonst: von der Echtheit und Geschichtlichkeit der Evangelien bis zu der Authentie der katholischen Briefe*) ist alles umstritten. Wie soll die Gemeinde also zu einer Sicherheit über den urkundlichen Wert des Neuen Testaments kommen? Wie kann ich verlangen, daß mein Urteil ihr maßgebend sei, wenn ein andrer Theologe das gerade Gegenteil behauptet? Es wäre auch nicht viel geholfen, wenn man sich auf die überwiegende Mehrzahl berufen könnte. In der Zeit, da die Schule Hengstenbergs auf ihrer Höhe stand, sah es ja wirklich so aus, als ob alle Resultate der negativen Kritik überwunden seien und nur etliche Geister, denen man nicht helfen könne, sich gegen die neuerrungenen alten Resultate wehrten. Wie lange aber hat es gedauert, da wandte sich das Blatt; die Scheintoten standen wieder auf und erfreuten sich einer dauerhafteren Gesundheit als vorher.

Aber selbst wenn die Echtheit der biblischen Schriften feststünde, so wäre auch damit noch nicht die Urkundlichkeit des Inhalts verbürgt, denn nicht nur um die äußern Thatsachen handelt es sich, sondern auch um ihre richtige Auffassung. Und diese hängt nicht nur von der Kenntnis, sondern von dem Verständnis des Berichtenden ab. Wie verschieden ist bis auf diese Stunde das Urteil der Zeitgenossen über gleichzeitige Begebenheiten und Persönlichkeiten! Wo der Eine großartige Hingabe an ideale Zwecke und Handlungen der edelsten Selbstlosigkeit sieht, da der Andre ein hinterhaltiges Spiel voll diplomatischer Ränke und den barsten Egoismus. Wenn also die Jünger Jesu ihren Meister auch wirklich als überweltliche Persönlichkeit aufgefaßt und sich dafür sogar auf seine eignen Worte berufen haben, so bleibt noch immer die Möglichkeit, daß es ein unrichtiges Urteil über seine Person war und sie jene Worte falsch aufgefaßt hatten. Wenn sie der festesten Ueberzeugung lebten, den aufgestandnen Christus leibhaft und objektiv geschaut zu haben, so kann man immer noch jene Erscheinungen als subjektive Gebilde ihrer Phantasiethätigkeit zu verstehen suchen.

*) Katholische d. i. an die allgemeine Christenheit gerichtete Briefe nennt man in der neutestamentlichen Wissenschaft die des Jakobus, Judas, Petrus und Johannes, weil sie an keine bestimmten Personen oder Gemeinden gerichtet sind.

Es giebt ja sehr positiv gerichtete Theologen, die nicht bezweifeln, daß Christus Wunder gethan habe, und die doch bei diesem oder jenem Wunder — z. B. dem der Weinverwandlung und dem der Brotvermehrung — der Meinung sind, daß nur durch ein Mißverständnis ein ganz natürlicher Hergang den Charakter des Wunderbaren aufgeprägt erhalten habe. Wenn auf Grund historischer, exegetischer, psychologischer, also wissenschaftlicher Instanzen dergleichen behauptet wird, so muß es auch durch wissenschaftliche Gründe widerlegt werden. Und wenn das noch nicht gelungen ist, wenigstens die Widerlegung nicht allseitig anerkannt ist, wie soll sich die Gemeinde dazu stellen? Soll sie in das Hin und Her der theologischen Diskussion hineingezogen werden? Oder soll ich ihr zumuten, auf meine Autorität hin an die Richtigkeit meiner wissenschaftlichen Ueberzeugung zu glauben? Es ist vielmehr klar, daß der Begriff der Urkunde, weil er ein geschichtswissenschaftlicher ist, vollständig ungeeignet ist, einem religiösen Verhältnis der Gemeinde zur heiligen Schrift zu Grunde gelegt zu werden.

Ein Einwand gegen das eben Erörterte scheint nahe zu liegen. Freilich sei die eigentlich religiöse Stellung zur Schrift niemals auf dem Wege der Wissenschaft zu erreichen. Aber das sei auch nicht die Meinung unsrer Alten gewesen, wenn sie die menschliche Glaubwürdigkeit der Schrift nachzuweisen suchen. Vielmehr solle dadurch nur ein vorläufiges Vertrauen zu der Bibel hervorgerufen werden, damit der Einzelne sich an sie wende und dann durch die Beschäftigung mit ihr zu dem eigentlichen Heilsglauben an die Schrift als Wort Gottes geführt werde. Aber bei näherer Erwägung erhellt, daß auch nicht einmal zu solchem vorläufigen Vertrauen die Berufung auf die menschliche Glaubwürdigkeit, oder moderner ausgedrückt, auf den urkundlichen Charakter ausreicht. Das konnte man behaupten, so lange jene Glaubwürdigkeit im ganzen und großen feststand. Aber in unsern Tagen ist es in allen Schichten des Volkes bekannt, daß sie in weitem, weitem Umfange geleugnet oder bezweifelt wird. Wie soll denn dem gegenüber ein „vorläufiges Vertrauen" zu stande kommen? Viel eher kann man von einem „vorläufigen Mißtrauen" reden, das jetzt in dieser Beziehung verbreitet ist. Diejenigen aber, welche bekennen, von diesem Mißtrauen frei zu sein, im Gegenteil von vornherein volles Vertrauen zur Wahrheit des Schriftinhaltes zu haben, müssen bedenken, daß es sich bei ihnen entweder um kein „vorläufiges" Vertrauen handelt, sondern dasselbe Folge einer anderweitig gewonnenen Stellung zur Schrift ist, oder daß solch „vorläufiges" Vertrauen nicht auf den Resultaten geschichtlicher Untersuchung, sondern auf dem Vertrauen zu solchen Menschen beruht, die in der Schrift das Wort Gottes aus ganz andern Gründen erkennen. Es muß also dabei bleiben, daß die Berufung auf die Urkundlichkeit der Bibel Ausgangspunkt für die Anerkennung ihrer religiösen Autorität nicht sein kann und auch nicht sein darf, — dieses nicht, weil dann diese Anerkennung gar kein religiöses Moment in sich schlösse.

Aber nicht bloß auf geschichtlichem, sondern auch auf dogmatischem Wege hat man, allerdings in früherer Zeit öfter als jetzt, die Autorität der Schrift zu beweisen gesucht. Wenn es einen sichern Weg zum Heile geben solle, so müsse Gott dafür gesorgt haben, daß mir die Kunde von diesem Heil in durchaus wahrer und angemessener Form zukomme. Daher habe er für schriftliche Fixirung des Evangeliums sorgen müssen, und zwar in einer durchaus vollkommenen Weise. So kam man dazu, die Inspiration, und zwar die strengste Inspiration der Schrift als innerlich nötig darzuthun. Wer den ersten Satz zugab, daß es überhaupt göttliche Offenbarung gebe, wurde in den Formen der strengsten Logik bis zum letzten Satz weitergeführt. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Beweisführung mehr als die vorige den Eindruck des wirklich religiösen macht. Dennoch wird bei näherer Betrachtung auch durch sie weder eine religiöse Gewißheit noch überhaupt nur irgend eine Gewißheit über die Autorität der heiligen Schrift erreicht.

Zunächst keine religiöse Gewißheit. Denn bei dem eben angedeuteten Beweise handelt es sich um menschliche Urteile über das, was Gott zur Erreichung seiner Zwecke habe thun müssen. Es werden ihm sozusagen Vorschriften gemacht, wie

er seine Offenbarung einrichten mußte, wenn sie ihrem Zweck entsprechend sein sollte. Das vergleicht sich dem Benehmen des Thomas, der im voraus die Bedingungen festsetzt, unter denen er sich zum Glauben an die Auferstehung Jesu entschließen wolle. Nur daß man gewöhnlich dies Benehmen nicht als Glauben, sondern als Unglauben zu beurteilen pflegt und sich der Einsicht nicht verschließt, daß der Herr selbst den Standpunkt des Jüngers mißbilligt und berichtigt. Es ist ganz etwas andres, ob jemand eine ihm vorliegende Thatsache hinterdrein auch als vernünftig und innerlich notwendig zu begreifen sucht, oder ob er von vornherein aus seinem Denken ableiten und als notwendig erweisen will, was geschehen dürfe und müsse. Das beruht in jedem Fall auf einer Ueberhebung des menschlichen Verstandes. Und so auch in unserm Falle. Wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen? Gottes Wege pflegen in tiefem Wasser zu gehen und andere zu sein, als es der Mensch mit aller Klugheit und Logik sich ausrechnet. Darum ist es von vornherein ein nicht nur außerreligiöses, sondern auch irreligiöses Verlangen, die Autorität der Schrift solle angenommen werden, weil eine solche Autorität dem Denken der Betreffenden als notwendig erscheint, sie solle als Urkunde der Offenbarung gelten, weil wir eine solche haben müßten. Das ist im wesentlichen ein einfach rationalistisches Verlangen. Denn der Rationalismus ist nicht sowohl eine Sammlung glaubenswidriger Aussagen, als vielmehr die Anwendung einer glaubenswidrigen Methode, daß nämlich der menschliche Verstand zur Quelle und Norm für die Beurteilung der überweltlichen Dinge gemacht wird. Das geschieht aber ebenso sehr, wenn ich auf Verstandesschlüsse die Notwendigkeit und Beschaffenheit der Offenbarung gründe, als wenn ich aus Verstandesgründen ihre Unmöglichkeit beweise.

Eine religiöse Gewißheit ist also auf diesem Wege schlechterdings nicht zu gewinnen. Aber noch mehr: überhaupt keine Gewißheit. Thatsachen stehen fest und lassen sich nicht durch vermeintliche Resultate des Denkens umstoßen, sondern umgekehrt hat das Denken die Probe seiner Richtigkeit an den Thatsachen. Was hilft es also, einen Beweis zu führen, daß die Bibel irrtumslose Offenbarung Gottes sein müsse, wenn die Thatsachen beweisen, daß sie eben nicht irrtumslos ist? Es führt aber auch nicht weiter, wenn man von der Strenge jenes Beweises etwas abläßt und den Satz dahin formulirt, wenigstens das Wesentliche und unbedingt Notwendige über das Heil und den Heilsweg müsse Gott der Menschheit in schlechthin sicherer und gewisser Weise offenbart haben. Denn wer soll feststellen, was zu diesem Wesentlichen und Notwendigen gehört? Eine Autorität, deren Umfang und Maß nicht festgestellt ist, ist überhaupt keine. Also auch dieser Weg, durch dogmatische Beweisführung die Schrift als Quelle und Norm des Glaubens festzustellen, ist nicht gangbar.

Die bisher erörterten Versuche haben das Gemeinsame, daß sie den Wert der heiligen Schrift aus ihrer Entstehung ableiten wollen. Weil sie von Zeitgenossen oder durchaus glaubwürdigen Männern herrühre, oder weil sie auf Gott selbst irgendwie zurückzuführen sei, soll sie normative Geltung haben. Dabei wird jedesmal übersehen, daß der Glaube eine unmittelbare Gewißheit ist und eine solche naturgemäß sich nur beziehen kann auf etwas, was überhaupt unmittelbar zu dem Bereich meiner Erfahrung gehört. Davon, daß es jetzt regnet, kann ich eine unmittelbare Gewißheit haben; nicht dagegen über die Gründe, weshalb es jetzt regnet. Darüber giebt es nur eine vermittelte abgeleitete Erkenntnis. So ist es auch auf unserm Gebiet. Durch welche Ursachen die biblischen Schriften hervorgebracht sind, liegt völlig außerhalb der Grenzen des unmittelbaren Erfahrens oder Innewerdens. Wie auf dem Gebiete des natürlichen Lebens es im eigentlichsten Sinne nur die Wirkungen der Dinge sind, von denen wir getroffen werden, und von denen wir auf die Dinge selbst zurückschließen, so ist es auch auf dem Gebiete des Uebernatürlichen. Der Offenbarungen Gottes kann ich nur inne und gewiß werden, indem sie an mir und in mir eine Wirkung hervorbringen, von der aus ich auf sie selbst zurückschließen kann. Soll die Autorität der heiligen Schrift religiös begründet werden, so darf die Frage nicht dahin gestellt werden, woher sie stammt, sondern was sie wirkt.

Damit hängt ein zweiter Mangel der bisher erörterten Betrachtungsweisen zusammen. Die gesamte neuere Theologie setzt ihren Stolz darein, daß sie die heilige Schrift nicht mehr als Offenbarung, sondern nur als Urkunde der Offenbarung auffaßt. Es ist auch auf diesem Gebiete so gegangen, wie an vielen andern Punkten der Dogmatik. Man hat Abstriche von der ältern Auffassung machen zu müssen geglaubt, um sie zu berichtigen, und hat dabei den wesentlich religiösen Gehalt der frühern Auffassung verkannt und verloren. Wenn man die Urkundlichkeit der heiligen Schrift betont, so geschieht es, um ihren Inhalt als wahrheitsgemäßen Bericht von göttlichen Offenbarungen zu erhärten. Wenn man auf die Inspiration der heiligen Schriftsteller zurückgeht, so hat es den Zweck, daß ihr Wort als eine Offenbarung Gottes an sie festgestellt werden soll. In jedem Falle handelt es sich also dabei um in der Vergangenheit geschehene Offenbarungen Gottes. Dabei tritt recht klar der schwerste und verhängnisvollste Fehler dieser ganzen Betrachtungsweise hervor, daß nämlich nicht nur die Autorität des Schriftwortes, sondern auch der Glaubensinhalt des Christentums selber der religiösen Sphäre entrückt wird. Zugegeben nämlich, daß alle in der Schrift berichteten Thatsachen Offenbarungsthatsachen sind, zugegeben, daß alle in ihr enthaltenen Lehren durch Gott selbst einst den Menschen mitgeteilt wurden: aus dem allen würde an sich nur folgen, daß ich zu dem Inhalt der Schrift Ja zu sagen habe. Aber das ist doch nicht der evangelische Begriff des Glaubens. Der wirkliche Glaube hat es nie mit einer Thatsache der Vergangenheit als solcher zu thun, sondern erst dann kann von ihm die Rede sein, wenn diese Thatsache der Vergangenheit etwas Gegenwärtiges hat, was an mir etwas wirkt und wovon ich etwas habe. Man kann sagen: „Christo ist alle Gewalt übergeben und er hat die Welt erlöst“ und dabei so kühl bleiben, als wenn man darüber redet, daß es um zwölf Uhr Mittag ist. Erst wenn jene Sätze sich zu der Aussage wandeln, daß dieser Christus mein Herr sei, der mich erlöset hat, erst dann kann von Glauben die Rede sein. Darum genügt der Satz in keiner Weise, die Bibel sei Urkunde vergangner göttlicher Offenbarungen, sondern wenn sie eine wirklich religiöse Autorität für mich sein soll, so muß sie Träger gegenwärtiger Offenbarungen an mich sein. Ohne solche gegenwärtige Offenbarung giebt es überhaupt kein Christentum. Denn das Christentum besteht darin, daß Gott selbst in mein Leben eintritt und mich seiner und der Gemeinschaft mit ihm gewiß macht, das heißt eben, daß er sich mir offenbart. Wenn irgend etwas dem Christen gewiß ist, so ist es, daß er nicht durch eignes Rennen und Laufen die Gemeinschaft mit Gott gewonnen hat, sondern daß das Wort gilt: „Es ist durch dich geschehen, daß ich dich hab' ersehen,“ daß er nicht Gott gefunden hat, sondern Gott ihn. Und eben dies Thun Gottes an mir, welches auf dem religiösen Gebiet nicht weniger umfassend stattfindet, wie auf dem irdischen; dieses Thun Gottes an mir, welches mich seiner väterlichen Fürsorge, seiner vergebenden Gnade, seiner bewahrenden und vollendenden Macht gewiß und froh macht: das ist göttliche Offenbarung. Der Inhalt dieser Offenbarung ist der Inhalt des Evangeliums. Nun ist es aber nicht so, daß das Evangelium an mich als eine bloße objektive Kunde heranträte und es mir überließe, ob ich daran glauben will oder nicht, sondern das Evangelium ist eine Kraft Gottes, die Glauben erzeugt. In diesem Sinne sagen wir von ihm, es sei das Wort Gottes. Damit meinen wir nicht ein Wort, das Gott einmal geredet hat, sondern ein Wort, das er gegenwärtig zu mir redet, durch das er mir etwas zu sagen hat und wirklich sagt.

Es ist für unsern Zweck nötig, die Frage, wie es zum Glauben an das Evangelium oder das Wort Gottes in diesem Evangelium kommt, im Folgenden näher zu erörtern. E H

Franz Delitzsch

4

Wir mußten uns länger bei der Besprechung der wissenschaftlichen Arbeit Delitzschs aufhalten, weil ihr eine so hohe Bedeutung zukommt; aber gleichwohl ist ein Charakterzug noch nicht erwähnt, der uns zu der zweiten Gruppe seiner Schriften hinüberführt. Es ist die stete Rücksichtnahme, das stetige Hinüberblicken auf die jetzigen Juden, denen er auch mit seinen Erklärungen des Alten Testaments dienen wollte. Seine Kommentare sollten dazu beitragen, daß auch die Juden zu der Erkenntnis des wahren Messias Jesus gebracht würden, und sein letztes Buch bezeichnet er darum selbst als „das Kompendium einer Concordia fidei für das Institutum Judaicum,*) ein Vademecum für unsre Missionare." Delitzsch war aber auch unbestreitbar der beste Kenner der jüdischen Litteratur unter allen christlichen Theologen, was sich immer wieder in seinen Schriften durch den beständigen Hinweis auf die Anschauungen der Juden kund thut. Dieses Interesse für die Juden war nicht eine akademische, aus der großen Vertrautheit mit ihrer Litteratur erwachsene wissenschaftliche Liebhaberei, es hatte seinen Grund darin, daß der Heiland aus Israel hervorging, und in dem Wunsche, daß das Heil doch auch dem Volke zu gute kommen möchte, von dem es ausgegangen ist.

Seine Liebe war darum auch erfinderisch und wußte sich in Thaten umzusetzen. Und zwar ist hierbei eine doppelte Bethätigung zu unterscheiden: einmal ist er mit aller seiner Gelehrsamkeit und dem ganzen Gewicht seiner Autorität in diesen Dingen in den bösen antisemitischen Händeln namentlich gegen die von dem katholischen Professor Rohling gegen die Juden erhobenen Anklagen, insbesondre der einer Verwendung von Christenblut im jüdischen Ritus, aufgetreten und hat diesen allzu übereifrigen Antisemiten zu Schanden gemacht (vgl. seine Schriften: „Rohlings Talmudjude," „Schachmatt den Blutlügnern Rohling und Justus," „Was D. A. Rohling beschworen hat und beschwören will," „Neueste Traumgesichte des antisemitischen Propheten"). Er wollte in diesen aus den achtziger Jahren stammenden Schriften die Judenfrage nicht lösen, aber „etwas dazu beitragen, daß wir über die Judenfrage nicht à la Rohling verrohen." Er konnte das um so mehr, da er auch in seinen Protesten gegen jüdische Christuslästerung gezeigt hatte, wie fern er von einseitiger Parteinahme für die Juden war (vgl. sein „Christentum und jüdische Presse. Selbsterlebtes").

Dann aber hat er, viel positiver als mit dieser Abwehr ungerechtfertigter Angriffe, schon lange vorher für die Juden und an ihnen zu wirken gesucht, und sein Wirken auf diesem sonst so unfruchtbaren Gebiet ist nicht ohne Erfolg geblieben. Zunächst geschah diese Bethätigung zur Gewinnung der Juden durch die schon in Erlangen begonnene Herausgabe der Vierteljahrszeitschrift „Die Saat auf Hoffnung," die den Sinn für die Judenmission beleben und wach erhalten sollte, sowie durch manche kleinere Schrift, in der er sich direkt an die Juden wandte (vgl. z. B. „Ernste Fragen an die Gebildeten jüdischer Religion"). Am allermeisten aber hat er zu diesem Zwecke durch die Uebersetzung des Neuen Testaments in die hebräische Sprache gethan, wodurch dieses den Juden so zugänglich und so heimatlich anmutend werden sollte, wie das Alte Testament. Vierzig Jahre hat er daran gearbeitet und von seinem ersten Erscheinen im Jahre 1877 an bis in die Tage seiner letzten Krankheit keine Mühe gescheut, um dieses Lieblingswerk zu verbessern und zu vervollkommnen. In 70000 Exemplaren ist es schon ausgegangen und hat zur Freude des Uebersetzers manche Frucht gezeitigt. Er ist dadurch noch mehr, als er es vorher schon war, der Berater und Fürsprecher jedes Proselyten geworden, dem die Decke Moses vom Angesichte weggenommen wurde. Ich habe nur an die hauptsächlich durch Delitzschs Neues Testament verursachte Bewegung unter den Juden zu Kischinew in Bessarabien und an die Gründung einer judenchristlichen Gemeinde daselbst unter der Leitung von Joseph Rabinowitsch zu erinnern, dem vor und nach seiner am 24. März 1886 in Berlin vollzogenen Taufe Delitzsch der kundigste und beste Ratgeber war.*) Ein unermüdlicher und treuer „Freund Israels," so müssen auch die Juden selber bezeugen, ist in Professor Franz Delitzsch gestorben. Sein Neues Testament aber wird, wie es ein bleibendes Denkmal seiner Gelehrsamkeit ist, noch lange den Juden von seiner Liebe für Israel und von der Liebe, die solche Liebe zu Israel in seinem Herzen entzündete, Kunde geben.

*) Eine in Leipzig bestehende Anstalt zur Anregung des Interesses für die Judenmission und zur Ausbildung für den Missionsdienst an den Juden. Aehnliche Anstalten bestehen auch sonst noch, z. B. in Berlin.

5

Endlich hat Delitzsch mit seinen reichen Kenntnissen auch unmittelbar der Gemeinde gedient. War seine Stimme nicht dazu angethan, um in der Predigt Jesus Christus zu verkündigen, sodaß er denn auch nur einige male die Kanzel betreten hat, so wußte er mit Meisterschaft die Feder zu handhaben, um den Messias der Gemeinde vor Augen zu malen oder auch, wenn er von gewöhnlichen Dingen handelte, die ganze Tiefe seines Gemütes empfinden zu lassen. Gerade den Schriften dieser Gattung, die sich an allgemeinere Kreise wenden, ist der Stempel seiner Persönlichkeit und der Eigenart seines Geistes ganz besonders aufgedrückt. Wir heben aus der nicht unbeträchtlichen Reihe dieser Schriften nun drei hervor.

Zuerst sein Beicht- und Kommunionbuch: Das Sakrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi, 1844 erschienen und dann oft aufgelegt. Die Gebete darin:

> vom Verfasser aus eignem Herzen gebetet, ... sind nichts desto weniger frei von allen eignen Gedanken und ganz und gar aus dem Worte, dessen Echo das Bekenntnis unsrer lutherischen Kirche ist, erwachsen. . . . Mein Glaube und meine Theologie sind die meiner Kirche. Und betend zumal leb und web ich mit ihr in Einem Elemente. Wie Ruth von Naemi, will ich lebend und sterbend nicht von ihr lassen.

Das Schriftchen: Ein Tag in Kapernaum giebt uns ein reizvolles Gemälde, das bis in das kleinste Detail hinein mit inniger Hingabe ausgearbeitet ist, von einem Tage aus dem Leben Jesu. Wer Delitzschs Art kennen lernen will, seine Gelehrsamkeit, obschon sie sich durchaus nicht hervordrängt, seine Feinsinnigkeit und innige Weise, mit der er sich in seinen Stoff vertieft, der greife zu diesem Buche, und es müßte mit seltsamen Dingen zugehen, wenn in dem Leser nicht Liebe zu dem wunderbaren Maler erwachte, der nicht in großen Strichen einige Konturen uns hinwirft, sondern vielmehr mit Andacht und Bedacht bei jedem kleinen Teile des Gemäldes verweilt und nicht ruht, bis die Farben in der rechten Mischung bereitet sind und die rechte Stimmung über das Ganze ausgegossen ist. Hier spürt man am allerwenigsten den Mangel an systematischem Sinn, hier war ja Er der Gegenstand seiner Veranschaulichung und seines Gemäldes, der das Zentrum seines ganzen Wesens ausmachte, zu dem hin immer seine Gedankengänge sich vertieften. Alles geschieht, um Jesus Christus uns nahe zu bringen; er ist Herz und Mittelpunkt der Darstellung, wie auch des Darstellers selber.

Ganz andrer Art als dieser zu Ehren des Messias aus den freundlichsten Blumen gewundene Blumenstrauß ist die im Jahre 1888 unter dem Titel Iris herausgegebene Sammlung von Farbenstudien und Blumenstücken, die uns zeigt, wie Delitzsch nicht nur in der heiligen Schrift, sondern auch in der Natur die einzelnen Dinge, so klein, ja unbedeutend sie einem andern erscheinen mögen, mit Liebe betrachtete. An jeder Blume, deren Farbe und Duft er beachtet, schaut er Gottes Gedanken und sucht sich immer tiefer in diese zu versenken. Er hat das, „als er noch jung war und dann und wann einen dichterischen Raptus hatte," wie er selbst sagt, so ausgedrückt:

> Schrift des Ewigen sind die reichen
> Blumenteppiche der Flur —
> Wer versteht die magischen Zeichen,
> Liest die Sprache der Natur?

*) Siehe über diese judenchristliche Bewegung die Christliche Welt 1887, Nr. 28, und 1888, Nr. 40.

Alles belebt sich seiner reichen Phantasie; der Duft der Blume ist ihr Lebensodem und gewißermaßen ihre Sprache; er hört mit dem persischen Dichter „das Geheimnis der Rosen, wie sie, statt mit Worten, mit Düften nur kosen.“ Oft kommt es uns manchmal fast vor, wie ein geistreiches Tändeln und Spielen; aber um gleich diesen unrichtigen Eindruck ganz zu verwischen, weiß er auch da vom Einzelnen, vom Kleinsten sofort zum Höchsten, von jeder Blume zu Gott emporzusteigen und allem eine Seite abzugewinnen, die zu den höchsten Gedanken überleitet.

Unter allem, was die Natur ihm bot, waren ihm Blumen und Farben das Liebste. Davon handeln darum auch bei weitem die meisten Stücke in dieser Sammlung, und da lernen wir verstehen, warum man ihn nicht leicht ohne eine Blume in der Hand auf der Straße und auf dem Katheder sah. Die Blumen waren, weil er in ihnen die Träger hoher Gedanken erkannte, die Lieblinge seines Herzens und deshalb auch der Gegenstand eingehender Studien, die aber auch hier sich nicht auf das Wachstum oder die Form, sondern nur auf Farbe und Duft erstreckten. Es ist ein eignes Zusammentreffen, daß gerade die Liebe zu den Blumen und Farben, die ihn der „gelben Hyazinthe“ nachzuforschen antrieb, den Keim zu seiner letzten Krankheit legen mußte, daß die Blumen selber der Anlaß zu dem Tode ihres sinnigen Freundes wurden, der von ihnen gerühmt hat, daß „sie ihr Leben lassen, um in Freud und Leid dem Menschen zu dienen, und daß sie ihm, wenn alles zurückbleibt, bis ins Grab folgen, um da bei ihm zu sterben.“

Aber noch eins erkennt man aus diesem Cyklus von Studien: seine Liebe zur Jugend. Ihn mutete wie Blumenduft die Jugend an; zu ihr zog es den „Jüngling im Silberhaar“ noch hin, ihr widmete er sich nicht nur gern als Professor auf dem Katheder und in der Studirstube. Er hat manchen verwunderten Jüngling, den er eingeladen hatte, ihn nach Tische abzuholen, am Arme genommen und hinaus ins Rosenthal oder in ein einfaches Lokal, wo aller Lärm der Umgebung ihn nicht störte, zum Kaffee geführt und ist dann eilig hinter seiner Hausthür, wohin man ihn zurückgeleitete, zur eifrigen Arbeit verschwunden. Daß ein Mann, der solche Teilnahme für die Jugend, solche jugendliche Frische bis ins Alter bewahrte und mit seiner innigen Hingabe an seinen Beruf und seiner hohen Begeisterung für die Sache vereinigte, seinen Platz als Lehrer der akademischen Jugend vortrefflich ausfüllte, braucht nicht gesagt zu werden. Aber das darf nicht unerwähnt bleiben, daß viele junge Theologen auch von Großbritannien und Amerika herüberkamen, um zu seinen Füßen zu sitzen, und daß er Zeit fand, ihrer in der freundlichsten Weise besonders sich anzunehmen.

Lange hat Delitzsch mit seinen reichen Pfunden, die Gott ihm anvertraut hatte, treu und erfolgreich wirken dürfen. Ob er für die Gelehrten oder für weitere Kreise schrieb, ob er zur studirenden Jugend vom Katheder oder im privaten Umgang redete, der Kern seines Wesens konnte und sollte nicht verborgen bleiben: die Liebe zu seinem Herrn und Meister, die ihn erfüllte und die ihn antrieb, liebevoll gegen alle zu sein und auch das Kleinste mit Liebe zu betrachten. Zuwider war ihm nur das, woran er von solcher Liebe nichts verspürte und nichts zu erkennen vermeinte; da konnte er scharfe Urteile fällen: aber auch in ihnen redete eben der Schmerz, den seine Seele über diesen zentralen Mangel, war es nun ein wirklicher oder bloß ein vermeintlicher, empfand.

Jetzt ist er aus seinem großen Wirkungskreise abgerufen; aber die Wirkungen, die von ihm ausgegangen sind, werden noch lange verspürbar bleiben. Denn was er von der Nelke in Dichterworten rühmte:

> Blüte der Nelke!
> Das unterscheidet dich vom Blumenvolke,
> Sie duften frisch, du duftest noch als welke —

wird auch von ihm gelten. K M

Nachwort des Herausgebers. Ich habe in voriger Nummer versprochen, am Schlusse dieses Aufsatzes den Brief zum Abdruck zu bringen, mit dem Delitzsch mir auf den „Offenen Brief“ geantwortet

hat, den ich aus Anlaß seiner Schrift „Der tiefe Graben zwischen alter und moderner Theologie“ in Nr. 41 der Christlichen Welt vom Jahre 1888 an ihn gerichtet hatte. Ich enthalte mich jeder Randbemerkung dazu, soll doch seine Veröffentlichung einzig zur ehrenden Beleuchtung seines persönlichen und, daß ich so sage, kirchenpolitischen Charakters dienen:

Leipzig, den 11. Oktober 1888

Mein lieber, verehrter Herr Pfarrer!

Von Wildungen zurückgekehrt (nicht ohne einigen Erfolg, wie ich hoffe), fand ich hier sowohl den Fahnenabzug als den Reindruck Ihres offenen Briefes vor. Jenen legte ich beiseite, diesen las ich, und weit entfernt, irgendwie dadurch mich persönlich verletzt zu fühlen, finde ich Ihr Vorgehen maßvoll, pietätsvoll, liebenswürdig.

Es ist der individuelle Standpunkt, von welchem Sie durchweg sprechen; es ist eine oratio pro domo des Freundeskreises, dem Sie ein Organ geschaffen haben, und ich weiß, daß dieser Standpunkt, welcher Jesus den Mittler der Wahrheit und des Heils und den durch Gottes Wundermacht Auferweckten bekennt, wenn er die Konsequenzen dieser Position rückwärts zöge, wesentlich mit dem kirchlichen zusammenfallen würde. ... [Folgt eine kleine thatsächliche Richtigstellung.]

Fortführen werde ich diese Kontroverse nicht. Ich stand einmal in erster Reihe der militia sacra, jetzt ziemt mir Zurückhaltung im Bewußtsein, daß meine Zeit vorüber.

Durch den offenen Brief Ihnen näher gebracht, verbleibe ich in dem, der das Wunder aller Wunder,

Ihr alter

Franz Delitzsch

Vom Evangelisch-sozialen Kongreß zu Berlin

4. Schlußwort

Nach den Berichten gewisser Tagesblätter zu schließen wäre das Hauptstück vom ganzen Kongreß eine Judendebatte gewesen. Sie bedeutete meinem Gefühl nach doch nur ein Zwischenspiel. Stöcker hat in seiner Rede wie in seinen Thesen*) die Judenfrage gestreift; wenn man weiß, in welchem Maße der Kampf gegen das Judentum ihm Lebensaufgabe ist, konnte man mehr Zurückhaltung kaum von ihm fordern. Was er sagte, war, soweit ich mich erinnere, so, daß es für sich allein schwerlich von irgend einem der Anwesenden hätte beanstandet werden müssen. Bedauerlich aber war, daß auf die leise Anrührung der Mitschuld Israels an unsern sozialen Nöten von seiten seiner Anhänger ein demonstrativer Beifall von sonst selten erreichter Lebhaftigkeit ertönte. Als ob hier nun das lösende Wort für den Evangelisch-sozialen Kongreß gesprochen wäre! So wurde es freilich Pflicht, gegen eine unevangelische Behandlung der Judenfrage vor dem Kongreß Verwahrung einzulegen. Professor Harnack hat es gethan, ohne den Dank zu verdienen, den ihm die Tagespresse aus naheliegender Ursache zum Teil dafür entgegengebracht hat, z. B. das Berliner Tageblatt unter teilweiser Veränderung seiner Worte in ihr Gegenteil!

Die Sache liegt so. Eine Judenfrage giebt es ohne Zweifel für unser politisches und für unser wirtschaftliches Leben. Ja noch viel mehr für uns als evangelische Christen. Aber das gewiß nicht in dem Sinne, daß wir die Juden auch nur in erster Linie für die gegenwärtigen sozialen Nöte verantwortlich zu machen haben, sondern wir haben vielmehr uns anzuklagen, daß wir den schädlichen Einflüssen, die allerdings aus jüdischen Kreisen in unser Volk eingedrungen sind, nicht den rechten sittlich-religiösen Widerstand entgegensetzen. Es geht nicht an, von einer „Gesamtschuld“ unsers Volkes zu reden und zum Zeichen der Bußfertigkeit an die eigne Brust zu schlagen und gleichzeitig sich zu der entsetzlich einseitigen Parole zu bekennen: Die Juden sind unser Unglück! Der Antisemitismus ist eine Reaktion des natürlichen Menschen gegenüber zweifellos vorhandnen Uebeln. Eben deshalb können und dürfen wir ihn als Christen nicht einfach mitmachen. Inwiefern es Stöcker gelungen ist, seinem persönlichen Antisemitismus evangelisch-christlichen Charakter aufzuprägen, mag ich hier nicht untersuchen; Thatsache ist, daß seine Gefolgschaft eine evangelisch-christliche Art von Antisemitismus

*) „6. Daß sie [die Sozialdemokratie] in Deutschland, und zwar bis jetzt in den evangelischen Gebieten, ihre tiefsten Wurzeln und ihre weiteste Verbreitung hat, liegt einerseits in der Zerrissenheit des nationalen Geistes und in der Verwüstung des öffentlichen Lebens, anderseits in dem Ueberfluß einer unreifen und widerchristlichen Bildung, in den Spaltungen und Versäumnissen des Protestantismus und in dem verderblichen Einfluß gewisser Kreise des Judentums.“

nicht darstellt. Ich erinnre nur an die Zeitung „Das Volk,“ die sich auf dem Büchertische des Kongresses zudringlich breitmachte. Weder die Stöckersche noch sonst eine andre Richtung des Antisemitismus hat uns, wie Beyschlag in seiner Kritik des Kongresses (Deutsch-evangelische Blätter, Heft 6, S. 425) sehr treffend bemerkt, die christlich-würdigen Mittel und Wege zur Lösung der Judenfrage aufgezeigt. Ich könnte es meinerseits nur als ein sehr ziel- und zweckgemäßes Thema für einen Evangelisch-sozialen Kongreß begrüßen, wenn das rechte Verhalten der evangelischen Christenheit gegenüber der Judenfrage auf das Programm gesetzt würde; aber ich kann mit vielen gerade auch nach der Episode des letzten Kongresses zu Stöcker schon allein um seines Anhangs willen das Vertrauen nicht finden, daß von dieser Seite eine solche Verhandlung wirklich in rein evangelisch-kirchlichem Geiste eingeleitet und durchgeführt werden würde.

Aus dem Gesagten wird vielleicht Herr Dr. Kropatschek sich eine Antwort auf seine Frage nehmen können, wie es denn komme, daß wir Aeußerungen gegen die soziale Praxis und die Ethik des Katholizismus uns ruhig anhören: „wenn aber nur einmal das Wort Jude genannt wird, dann — — —!“ Ja, was thun wir denn, wenn das Wort Jude genannt wird? Wir würden es uns wahrlich auch ruhig anhören, wenn es nicht im Munde Stöckers und seiner Genossen zum Stichwort geworden wäre, das sofort lärmende Kundgebungen hervorruft und die zweifelhaftesten Fernsichten eröffnet. Und da kann man dann nicht ruhig bleiben, denn hier läuft die evangelische, christliche Gesinnung Gefahr.

Der römischen „Schwesterkirche“ reichte der Vorsitzende des Kongresses, Professor Wagner, gleich in seiner Eröffnungsansprache um ihrer Verdienste auf sozialpolitischem Gebiete willen mit den anerkennendsten Worten die Hand zur gemeinsamen sozialen Arbeit. Es ist nur gelegentlich der protestantische Standpunkt gewahrt worden, der nicht anerkennen kann, daß der römische Katholizismus als Kirche wie als religiös-sittliche Weltanschauung seinerseits den Beitrag zur Ueberwindung der modernen Krisis zu leisten vermag, den die Welt mit Recht von der christlichen Kirche beansprucht.*) Auch an diesem Thema wird der Evangelisch-soziale Kongreß, wenn er sich wiederholt, gar nicht vorübergehen können. „Katholizismus und Protestantismus gegenüber der sozialen Frage“ ist ein unvermeidlicher Gegenstand seiner künftigen Verhandlungen. Daß im Katholizismus noch Christentum drinsteckt, daß wir dessen Miteinwirkung auf das soziale Uebel dringend wünschen, wird dabei auch seinen Ausdruck finden. Aber hat Professor Wagner die das genannte Thema als Titel tragende Schrift Uhlhorns nicht gelesen oder nicht gebilligt? Indem dieser „Dogmatiker der starken Sozialreform,“ wie Stöcker ihn nennt, bei all seiner „christlich-sozialen“ Parteistellung die Dinge mehr als Nationalökonom denn als Christ ansieht, verwechselte er sichtlich zweierlei: die Leistungsfähigkeit Roms als Kirche und System und die Leistungen einzelner römischer Priester als Sozialpolitiker. Daß im Schoße der römischen Kirche einzelne vorzüglich tüchtige Sozialpolitiker aufgestanden sind, Männer von fachmännischer Durchbildung, bahnbrechenden Gedanken und hohem Eifer (ich nenne nur Ketteler und Hitze), ist eine Thatsache, die wir gern anerkennen. Wir wünschen nur, daß die römische Kirche in ihren eigensten Gebieten: Belgien, Spanien, Südamerika, mehr solche Kräfte erzeugen möchte. Und wir evangelischen Pastoren haben nun einmal die Bescheidenheit, daß wir den wirtschaftlichen Fortschritt auf evangelischem Boden lieber von den in erster Reihe dazu berufenen Ständen als durch uns vertreten sehen.

Man kann überhaupt die zwei Richtungen evangelisch-sozialer Thätigkeit, die auf dem Kongreß mit einander verhandelten, kurz so kennzeichnen, daß die eine den Ton auf das Wort *evangelisch*, die andre auf das Wort *sozial* legte. Stöcker und seine Freunde würden den schönsten Erfolg zugestandnermaßen darin gesehen haben, wenn der Kongreß das evangelische Deutschland zur Bildung eines sozialmonarchischen Bundes aufgerufen und sich selbst als ersten festen Kern dafür verkündigt hätte. Als eine Vorstufe dazu empfahl Stöcker gelegentlich „deutsche Volksvereine,“ wie sie denn jetzt z. B. in Hessen der Pfarrer Dietz ins Leben ruft. In diesem Sinne hat sich in Mecklenburg ein konservativer Verein als evangelisch-sozialer konstituirt. Der im engern Sinne „christlich-soziale“ oder „christlich-konservative“ Grundzug ist in diesen Erscheinungen nicht zu verkennen. Auf das Evangelium kommt es dabei nur in zweiter Linie an; es ist allein Mittel zum Zweck. Wir andern wollten von dem Kongreß im letzten Grunde allein dieses Evangelium selbst, nämlich Verkündigung der ureigensten sittlich-kirchlichen Mittel, die jeder evangelische Christ, jede evangelische Gemeinde, jede evangelische Kirchengemeinschaft in allen ihren Organen in Bewegung setzen muß, damit der sozialen Krisis ihr Giftzahn ausgebrochen, die zu lösenden Schwierigkeiten wirklich in Kraft des Christentums gelöst und unser Volk mit größerem Erfolge den Geistern des Unglaubens und der schrankenlosen Selbstsucht streitig gemacht werde, die jetzt in der Verschmelzung mit dem wirtschaftlichen Programm der Sozialdemokratie mit einer noch nicht dagewesenen verführerischen Kraft über es hereingebrochen sind. *Unsre* Stellung zur Sozialdemokratie hat Naumann in seinem Liegnitzer Vortrage ausgesprochen, ein Vortrag, der ein weit klareres und entschiedneres Programm enthält, als Stöckers Kongreßrede nebst Thesen, und dem auch diejenigen von uns zustimmen, die dem Arbeiterkatechismus desselben Verfassers keinen Geschmack abgewinnen konnten.*) Darin aber, daß unsre Stellung zu dem sozialen Problem mehr religiös bestimmt ist, liegt es begründet, daß wir ehrliche und thatkräftige Anerkennung unsers Standpunktes und unsrer Forderungen von dem andern Teil erwarten müssen, ehe wir ohne alles Mißtrauen mit ihnen arbeiten, ihre Pläne würdigen und an unserm Teile fördern können. Der Gemeindegedanke, wie er zu unsrer bleibenden Freude und Genugthuung den einmütigen Beifall des Kongresses gefunden hat, ist uns ein *religiöser* Gedanke; was ihm sich feindlich gegenüberstellt, was ihn thatsächlich kreuzt, wird für uns je unerträglicher werden, je tiefer wir ihn selbst durchdringen, je ernstlicher wir selbst unsre Kräfte daransetzen, ihn durchzuführen. Waren wir auf dem Kongreß in der Minderheit, so haben wir dafür eine täglich wachsende Bundesgenossenschaft, von der es fraglich ist, ob sie nicht jetzt schon in allen lebendig empfindenden Kreisen unsrer evangelischen Kirchen die Mehrheit bedeutet: wo der sogenannte kirchliche Liberalismus wirklich kirchlich ist, wendet er sich ihm immer mehr zu, und das Gleiche vollzieht sich unter den konfessionellen Lutheranern. Die Allgemeine Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung, die wir schon in Nr. 24 (Sp. 555) zu Zeugen anriefen, schreibt neuerdings in ihrem Berichte über den Seidelschen Vortrag (s. a. a. O.) auf der Leipziger Pfingstkonferenz:

> Wir heben nur hervor, daß, wenn der Referent Organisirung der Gemeinden zu lebendigen sozialen Körpern fordert, die Voraussetzung hierfür die Bildung kleiner, übersehbarer Gemeinden sei, welche um das Amt der Gnadenmittel gesammelt sind. Das ist das A und O *aller gegenwärtigen Fragen, Nöte und Hilfen.* Und das ist auch *die vorderste Position, die wir als Lutheraner zu der ganzen Frage einzunehmen haben,* welche gegenwärtig allerwärts die Gemüter, Konferenzen und „sozialen Kongresse“ bewegt.

Ich weiß zuverlässig, daß Hofprediger Stöcker, was er auch sonst noch zu thun für nötig finden mag, dieses Gemeindeideal sich ebenfalls zu eigen gemacht hat. Wenn er und seine Freunde aufrichtig an seiner Verwirklichung mitarbeiten, wird sowohl der christlich-soziale Vereins- und Agitationsgedanke als auch der Hammersteinsche Freiheits- und Selbständigkeitsgedanke diejenigen Wandlungen erfahren, welche uns in den Stand setzen würden, sie anzuerkennen und an unserm Teile mitzuunterstützen.

---

*) von Sodens dritte These: „Die somit der Religion durch die sozialen Verhältnisse der Gegenwart gestellte Aufgabe, welche sie keineswegs nur an den „Arbeitern,“ sondern an allen Kreisen der Gesellschaft zu erfüllen hat, *vermag nur das evangelische Christentum zu lösen.*“

*) Was thun wir gegen die glaubenslose Sozialdemokratie? Leipzig, Böhme, 1889. Vgl. d. Bl. vor. Jahrg. Nr. 50, Sp. 1003—1006.

Hier könnten wir abschließen, wenn nicht die Beurteilung, die der Kongreß in kirchlich-liberalen Blättern gefunden hat, noch ein Wort nach dieser Seite hin nötig machte.

Wir haben viel zu sehr den dringenden Wunsch, die sogenannten liberalen Kreise zur positiven Mitarbeit an allen Aufgaben der Kirche mit heranzuziehn — weil wir der Ueberzeugung sind, daß das ebenso ihnen wie der Kirche Gewinn bringen muß —, als daß es uns gleichgiltig sein könnte, wenn ihre kirchlichen Organe*) teils witzelnd teils scheltend den Evangelisch-sozialen Kongreß ablehnen.

Suchen wir das zuerst einmal zu begreifen. Wir sind in Preußen. Ein preußischer Kirchenpolitiker traut dem andern von vornherein alle Ränke und Nebenabsichten zu. Das ist keine Uebertreibung. Thatsächlich wird in Altpreußen in der Kirche unerträglich viel Politik getrieben, unter Anwendung aller der „Formen," in denen sich das politische Leben draußen vollzieht.

Nun besteht kein Zweifel, daß Stöcker ein ganz hervorragender Kirchenpolitiker ist. Seine Macht und Beredsamkeit hat er oftmals dazu verwendet, die liberalen Mitglieder seiner Landeskirche, insbesondre der Berliner Stadtkirche, aufs schroffste zu beschuldigen und zu befehden. Die Antwort auf dieser Seite ist ein Haß und eine Verachtung gegen den Mann, die, wenigstens in Berlin, keine Möglichkeit der Versöhnung mehr kennen. Wenn nun gerade ein Parteiführer von so streitbarer Vergangenheit ein Einigungswerk in die Hand nimmt, wie das des Evangelisch-sozialen Kongresses war, und eine ganze große Gruppe unsrer Kirchgenossen („edle" und unedle zusammen) sieht sich einfach durch den Urheber des Werkes von vornherein von der Mitarbeit ausgeschlossen, kein Wunder, wenn das bitter macht und das kritische Auge schärft.

Im Laufe der Kongreßverhandlungen rühmte Stöcker es als ein Ergebnis christlich-sozialer Arbeit in Berlin, daß man der Berliner Stadtsynode zu einer „positiven" Mehrheit verholfen habe. Wie das zugegangen ist, darüber haben wir seiner Zeit berichtet (Jahrgang 1888, Nr. 46). Jedenfalls war dies Rühmen auf dem Friedenskongreß nicht am Platze. Das heißt nicht „ein Neues pflügen," das heißt nicht Mitarbeiter gewinnen auch nur unter den „besonnenen [!] Männern der Linken," das heißt nicht unter dem Ernste der Zeit gelernt haben. Wir haben nirgends etwas gegen „positive Mehrheiten," aber wir wollen, daß sie mit christlich-evangelischen Mitteln gewonnen und erhalten werden. Wenn Stöcker zur Rechtfertigung seiner Stellung einen bisher von ihm noch nie gehörten Unterschied zwischen liberalen Geistlichen und Laien machte und die liberalen Laienmitglieder der Berliner Stadtsynode als politische Fortschrittsleute und Verbündete der Sozialdemokratie, darum als bündnisunfähig für ihn brandmarkte, so können wir darin nichts weiter sehn als die geschickte Wendung eines gewiegten Parlamentariers, die nicht einmal bei seinen Verehrern zutreffend und erschöpfend gefunden werden dürfte. Das Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit, mit der Stöcker die gemeinsame Arbeit auch nur mit den „edleren" Elementen im kirchlichen Liberalismus will, ist durch jene hoffentlich doch unvorsichtige Aeußerung, wo es irgend Boden hatte, sehr gestärkt worden.

Und nun versetze man sich in diese „liberalen" Zuhörer und Zuschauer des Kongresses hinein. Sie sahen nur Stöcker und hörten immer wieder nur Stöcker. Wie sich der Kongreß zu ihm stellen und verhalten würde, das allein interessirte sie. Jeder Beifallsruf, der ihm galt, bestätigte ihnen die Gefangengebung der Versammlung an die Person und das Programm dieses Mannes. Die Nichtanhänger Stöckers auf dem Kongreß waren die listig Gefangenen, die kurzsichtig auf dem Leim Gegangnen, wo nicht gar halbe Ueberläufer. Darüber verloren diese abgünstigen Beobachter das Gefühl für den Ernst, in dem die Verhandlungen doch wahrlich geführt wurden, für den Ernst der sozialen und kirchlichen Lage überhaupt.

*) Anders politisch-liberale Tagesblätter, z. B. die Nationalzeitung. Auf einer wahrhaft unerlaubten Unkenntnis der Kongreßverhandlungen beruhen die Artikel in Nr. 158 und 159 der Kölnischen Zeitung, gegen die wir hiermit entschieden protestiren.

Da konnten dann solche Kongreßberichte zu stande kommen wie der von der Protestanten-Vereins-Korrespondenz verbreitete (im Deutschen Protestantenblatt, Nr. 24). Zur Kennzeichnung nur einen Satz:

Was diesen Kongreß von jeder andern beliebigen Stöckerversammlung unterschied, das waren die ins Unendliche gesteigerten Gefühlsergüsse und das Uebermaß von Verworrenheit.

Es wäre schade um das Papier, wollten wir den Artikel weiter wiedergeben, der Ein Hohn ist von Anfang bis zu Ende und jeden Ernstes ebenso bar wie seiner Zeit der Artikel „Nach den Wahlen" in Nr. 9 des Deutschen Protestantenblattes. Ich mache mich anheischig, wenn ich meine Feder in die nämliche Tinte tauche, jede beliebige kirchliche Versammlung ebenso herunterzureißen. Dergleichen Leistungen stehen absolut nicht sittlich höher, als die Schnödigkeiten Stöckerscher Volksreden, von denen sich diese Liberalen so verletzt fühlen.

Auch der Bericht der Protestantischen Kirchenzeitung (Nr. 24) giebt durchaus kein Bild des Kongresses. Eine Reihe scharfer Beobachtungen, wie sie der Gegner oft so richtig macht, sind zur Begründung des abschätzigen Urteils aneinandergereiht. Mir schrieb darüber ein Mitglied des Protestantenvereins: „Ich habe den Bericht nicht ganz gelesen, weil ich mich nicht ärgern wollte." Doch klingt das feste Bekenntnis zu dem Sulzeschen Gemeindeideal wohlthuend durch alle angesammelte Bitterkeit hindurch.

Weit eingehender berichtet der Neue Evangelische Gemeindebote (Nr. 23 und 24). Nicht ohne Geist und oft mit zutreffender Beurteilung des Einzelnen führt er den Satz durch: „Der Kongreß hat als evangelisch-sozialer begonnen und als christlich-sozialer geendet," um dann in die düstere Prophezeiung auszulaufen:

Der Subjektivismus, der sich nicht damit begnügen will, mit den völlig zureichenden Mitteln und Formen der kirchlichen Gemeinde zu arbeiten, wird durch den Kongreß eine neue Stärkung empfangen.

Wir möchten fragen, seit wann denn der kirchliche Liberalismus die Kirchgemeinde gegen den Subjektivismus vertritt? Zugegeben, daß er seit einer Reihe von Jahren angefangen hat, das zu thun: aber lange ist es noch nicht her. Und auch dieser Bericht sieht nur Stöcker:

Man muß diesen Mann nehmen, wie er ist, mit allem, was ihm anhängt; mag man den Antisemitismus nicht, sieht man denselben „auf die Fahne des evangelischen Christentums geschrieben als einen traurigen Skandal an," so muß man dem Mann selbst fern bleiben. ...

Stöckers christlicher Sozialismus, seine demagogische Agitation unter der Fahne des evangelischen Christentums ist für uns unannehmbar.

Für uns auch; aber das hindert uns nicht, mit dem Manne zu arbeiten, wenn er auch unsern Forderungen zugänglich ist, zu einer christlichen Beratung zu kommen, wenn er uns ruft. Mißlingt der Versuch, mit ihm uns zu verständigen und zusammenzuwirken, so haben wir unser Gewissen bewahrt, indem wir den Versuch gemacht haben. Den Terrorismus, der von jener Seite ausgeübt wird, indem man Stöcker in Verruf erklärt und jeden, der ihm die Hand bietet, des Verrates beschuldigt, lehnen wir aufs entschiedenste ab. Das letzte Urteil über Stöckers Charakter und Wirksamkeit hat noch niemand gesprochen. Die Jämmerlichkeit unsrer Kirchenverhältnisse beruht aber zum guten Teil darin, daß die einen sagen: „Das geht von Beyschlag aus, folglich thun wir nicht mit," die andern: „Das kommt von Stöcker, folglich thun wir nicht mit." Diese üble Gewöhnung werden wir immer bekämpfen. Wir nehmen das Gute und unterstützen es, gleichviel woher es kommt, ob von Stöcker oder von einem Protestantenvereinler. Wir bemühen uns, die Sachen zu sehen und die Personen zu vergessen.

Noch einmal, wir begreifen die Stimmung dieser „Liberalen" dem Kongreß gegenüber; aber wir wollten, sie vermöchten es, ein wenig größer zu denken, erfahrene Kränkungen zu vergessen und vor allem einmal über die Berliner Zaunpfähle hinwegzuschauen in das große, weite evangelische Deutschland hinein. Die Berliner Kongreßberichterstatter würden dann merken, daß sie in dieser Sache nicht einmal ihre eignen Parteigenossen alle hinter sich haben.

Nur auf Berliner Boden konnte es auch zu dem häßlichen persönlichen Nachspiel kommen, das jetzt aufgeführt wird. von Soden hatte in seiner Broschüre „Und was thut die evan-

gelische Kirche?“ im wesentlichen denselben Gemeindegedanken vertreten, den Pfarrer Sulze in Dresden seit einigen Jahren bahnbrechend vorgetragen hat (vgl. Nr. 24, Sp. 555 und Jahrg. 1889, Nr. 34, Sp. 686 f., ferner Sulzes Artikel in Nr. 19, 20, 24 dieses Jahrgangs). Das Neue der v. Sodenschen Schrift lag außer in der völlig selbständigen Durchdringung des Gedankens in seiner Anwendung auf die Berliner Verhältnisse und auf die nach den Wahlen alle Gemüter bewegende soziale Lage. v. Soden hat das Verdienst Sulzes in derselben Schrift mit folgenden Worten anerkannt*):

So sind denn auch in einer ganzen Reihe großer Städte allmählich die kirchlichen Einrichtungen nach dem Prinzip der Lokalgemeinden geordnet worden; überall mit der Erfahrung, daß dadurch das kirchliche Leben einen bedeutsamen Aufschwung genommen hat. Besonders vorbildlich sind die überzeugend erfolgreichen Bemühungen des Dresdner Pastors D. Sulze geworden, der mit tieffrommem, glaubensstarkem, selbstlosem Streben, rein nur im Dienst der Sache stehend, in diesem Sinne mit That und Wort unermüdlich gearbeitet hat.

Das genügt den Berliner Liberalen nicht; sie klagen von Soden des geistigen Diebstahls an. Statt sich zu freuen, daß der Sulzesche Gedanke immer mehr in Fluß kommt, schelten sie über verletztes Eigentumsrecht. Und auch der ganze Kongreß, wenigstens die Vorkämpfer des Gemeindegedankens dort, sind mit v. Soden in gleicher Verdammnis: denn auch auf dem Kongreß ist Sulzes Name nicht genannt worden, wenigstens bei den Verhandlungen über die Gemeinde nicht. (Vgl. Protest. Kirchenz. Nr. 22, Sp. 509; Nr. 24, Sp. 563; Nr 25, Sp. 574—579 [!]. Neu. Ev. Gmb. Nr. 23, S. 136.)

Wir möchten erstens D. Sulze dagegen verwahren, als ob eine solche persönliche Anzapfung irgend in seinem Sinne wäre. Zum andern weise ich von mir und meinen Freunden den Vorwurf mit aller Entrüstung zurück, als wollten wir Sulzes Verdienst schmälern und schämten uns seines Vortritts in dieser Sache, weil er Mitglied des Protestantenvereins ist. Wir haben zwar seinen Namen bei jenen Verhandlungen des ersten Kongreßtages nicht erwähnt, weil wir von der Sache voll waren und darüber der Person vergaßen; aber er ist uns sonst in jenen Tagen oft genug im Herzen und auf den Lippen gewesen, denn wir haben vor allem andern ihn schon in der vertraulichen Vorbesprechung und dann öffentlich am Schluß unserseits in das vom Kongreß hinterlassene Aktionskomitee präsentirt. Und daß dieser Vorschlag von der Versammlung, dieser „Stöckerversammlung,“ und von Stöcker selbst ohne Widerspruch aufgenommen worden ist, das sollten m. E. die „Liberalen,“ auch kirchenpolitisch betrachtet, als eine viel größere Anerkennung begrüßen, denn jene vermißte Namennennung es je für sie gewesen wäre.

Wie arm muß doch dieser kirchliche Liberalismus an kirchlichen Erfolgen sein, daß er so heftig auf das Eigentumsrecht pocht, das er an dem Gemeindegedanken und an seinem Urheber hat. Wir schmälern es ihm gewiß nicht, im Gegenteil, wir freuen uns darüber. Es war von Anfang an meine Absicht, in diesem letzten Kongreßartikel das auszusprechen. Nachdem der kirchliche Liberalismus lange das Gemeindeprinzip als kirchenpolitischen Grundsatz hochgehalten — und damit naturgemäß wenig geschafft hat, denn die Gemeinden, für die er allerhand Rechte forderte, waren nicht vorhanden —, ist dieser Gedanke durch Sulze aus dem Kirchenpolitischen ins Religiös-Kirchliche übersetzt worden. Das bleibt seine geschichtliche That. Sie kommt der Gesamtkirche zu gute. Immerhin muß der Wahrheit zur Ehre gegenüber der Protestantischen Kirchenzeitung ausgesprochen werden, daß ähnliche Gedanken auch sonst in kirchlichen Kreisen die Gemüter bewegt haben, die von Sulzes in dieser Zeitung versteckten Artikeln keine Ahnung gehabt haben.

Wenn nun der Gedanke jetzt immer mehr durchschlägt, wenn der Kongreß sich ihn zu eigen gemacht hat, sollten sich Sulzes Freunde, statt sich zu kränken, vielmehr mit Sulze selber freuen und ihre Hauptsorge die sein lassen, daß die Sulzesche Reform innerhalb der kirchlich-liberalen Kreise diejenige Anerkennung und Durchführung finde, die er hier bis dahin noch ganz und gar nicht allgemein gefunden hat.

*) Nebenbei bemerkt ist, wenn ich nicht irre, der Name Sulze der einzige, der in der ganzen v. Sodenschen Schrift genannt wird.

Uns von Sodens anzunehmen haben wir gar keinen Grund. Denn eine litterarische Abhängigkeit liegt nicht vor, und was er sonst gethan hat, ist das Erlaubteste, ja Berechtigtste von der Welt. Schlimm ist aber an den Angriffen auf v. Soden vor allem dies, daß sie von dem, der das Berliner Parteileben einigermaßen kennt, nur als die Quittung dafür aufgefaßt werden können, daß er, der Pastor einer liberalen Parochie, es gewagt hat, mit Stöcker öffentlich zusammenzuwirken. Gott erlöse uns von dem Berliner Parteifanatismus hüben und drüben!

Ich bitte unsre Leser um Verzeihung, daß ich sie mit diesem garstigen Handel so lange belästigt habe; ich hielt es für meine Pflicht und bemerke nur noch, daß ich weder von Sulze noch von v. Soden einen Auftrag besitze oder auch nur mit ihnen über die Sache Briefe gewechselt habe. Ich bin aber ihrer Zustimmung sicher.

Die Kirchengeschichte schreitet über solches kleinliches Parteitreiben hinweg; ein Segen hat noch nie darauf geruht. Vom Kongreß aber hoffen wir, daß er in manchem Betracht eine Wendung zum Besseren bedeutet. Möchten sich insbesondre in dem Ideal der lebendigen Kirchgemeinde und in der entschlossenen Arbeit an ihrem Auf- und Ausbau die zerstreuten und zertrennten Glaubenskräfte unsrer Kirche zusammenfinden! Die Bedingungen dazu sind in einem seit lange nicht dagewesenen Maße vorhanden. Mitten in der Not der Zeit eröffnen sich große Aufgaben, für die es eine Lust ist zu leben. Gott grüßt uns; laßt uns ihm danken. R

Henrik Ibsen

Ja, vollbring ich einmal was Großes,
Ists gewiß eine That der Nacht.
Ibsen, Gedichte.

Ein geistvoller Theologe legte vor einiger Zeit dem Schreiber dieser Zeilen die paradoxe Frage vor, ob man nicht in Ibsen einen Verfechter christlicher Ideen erkennen dürfe; man weiß anderseits, daß der norwegische Dichter seine Bewundrer namentlich in Kreisen findet, für welche Religiosität alles eher ist denn eine Empfehlung. Das ist durchaus bezeichnend! Ibsen sprach früher und spricht heute noch gern in Rätseln und verdankt eben dem einen Teil seines Erfolges. So schwer ist nun einmal das Herz zu ersättigen aus dem gewöhnlichen Bestande menschlicher Gedanken, daß es nur zu willig sich geheimnisvollem Dunkel zuwendet, hinter dem sich unaussprechliche Wahrheiten ahnen und vermuten lassen. Von jeher konnte unter allen, die zum Turniere kamen, der Ritter mit der fremden Rüstung und dem vorgeschobenen Visir auf besondre Teilnahme rechnen. Das entbindet aber nicht von der Verpflichtung, den Unbekannten gelegentlich anzuhalten und ihm unter die Sturmhaube zu leuchten.

Ibsen ist sich freilich nicht immer gleich geblieben. Zwar gilt auch für ihn — sogar in auffallender Weise — der Satz, daß das Kind des Mannes Vater ist; aber es hat doch lange gewährt, bis es dem heranwachsenden Organismus gelungen ist, alle fremden Elemente auszuscheiden, um sich unvermischt darzustellen in der ursprünglichen Eigenart. Der in München lebende Dichter zählt gegenwärtig zweiundsechzig Jahre. Er hat einst als Romantiker begonnen. Von den Schauspielen, die er damals schrieb, ist die „Nordische Heerfahrt“ das in Deutschland bekannteste. Noch einmal offenbart darin die Nibelungensage ihre Unerschöpflichkeit. Der Heldenjungfrau spröder Stolz, die Schuld Siegfrieds, der Weiber Zank, die ergreifende Sühne: das alles findet sich wieder; nichts fehlt! Bloß daß der Maßstab verjüngt ist; die Größe der Personen ist auf ein Zehntel zurückgeführt. Diese verlieren dadurch erheblich an Majestät; aber sie gewinnen etwas an Wahrscheinlichkeit für uns.

Es folgt dann die Zeit, die man die Faustische nennen möchte. Die Dramen, die sie kennzeichnen, „Brand,“ „Peer Gynt,“ „Kaiser und Galiläer,“ haben ein jedes ein ganzes Menschenleben zum Vorwurf. Zentrale Fragen werden aufge-

worfen, die Höhen und Tiefen des Daseins gestreift. Es handelt sich um die Gestaltung des Daseins, um dessen Wert und letzten Zweck. Gewaltig hallende Worte und tönende Sätze, und im Herzen des Lesers Aufruhr, Erschütterung und — ein verschämtes Sehnen nach dem Kommentar.

Endlich tritt der Dichter ein in die Epoche der vollen Reife — dem Eingeweihten drängt sich unwillkürlich die widerwärtige Vorstellung der keimenden Fäulnis auf. Die Stücke, die jetzt erscheinen, haben den Charakter von Monographien und analysiren mit einer des Spezialisten würdigen Sorgfalt einzelne Erscheinungen des modernen Lebens. Sie erobern zahlreiche Bühnen, bringen dem Verfasser einen Weltruf ein und werben ihm hierzulande eine kleine Schar fanatischer Jünger und einen größern Kreis verblüffter Verehrer. Sie fordern vor allen übrigen zur kritischen Prüfung heraus.

Nicht als ob es sich lohnte, über ihren ästhetischen Wert zu streiten. Die erstaunliche Technik, von der sie zeugen, ableugnen zu wollen, wäre nutzlos und kindisch. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß neben dem Glück es nicht vieles giebt, das so verschiedenen Auffassungen ausgesetzt ist, wie die Kunst. Diderot hat es als das höchste Ziel der Poesie bezeichnet, einen ersonnenen Vorgang so naturgetreu und lebendig darzustellen, daß der Leser oder Zuschauer den Schein für Wirklichkeit nimmt und darüber sich selbst, seine augenblicklichen Leiden und Freuden vergißt. Wenn diese Bestimmung zutrifft, so ist Ibsen ein König unter den Dichtern. Mag es immerhin wahr sein, daß „im Kampf des Lebens unter ihm ein lyrisches Flügelroß erschossen worden ist,“ in seinen Dramen zeigt sich unverkennbar der Poet. Man schlage nur das erste beste auf! Wer erinnerte sich nicht des rührenden Auftritts, da Brand im verödeten Pfarrhause den Weihnachtsabend feiert? Er ist eben ins Zimmer getreten und gewahrt sein Weib — zum wievielten male! — vor der Kommode knieend in die Betrachtung von Kinderkleidern verloren. Er weiß, wo ihre Gedanken weilen, draußen auf dem Kirchhofe, bei ihrem Liebling, ihrem jüngstverstorbenen einzigen Söhnchen: „Vor, zurück, hinauf, hinab, immer um das eine Grab!“ Das ist Sünde wider Gott, ist Mangel an Opferwilligkeit und Selbstverleugnung. Und der eifernde Priester mit dem furchtbaren Wahlspruch „Alles oder nichts!“ verlangt, daß die teuren Andenken, „die Götzen“ den Armen gegeben werden. Der Gewissenskampf der frommen unglücklichen Mutter, die erst sich sträubt, dann teilen möchte, dann wenigstens das Mützchen behalten, „das er trug in der fürchterlichen Stunde, naß von Thränen, Todesschweiß“ — das ist mit einer unheimlichen Anschaulichkeit geschildert, die fast geeignet ist, physischen Schmerz zu erwecken. Und nicht geringere Gestaltungskraft verrät das Kolossalgemälde, in dem uns Kaiser Julian entgegentritt, von Unruhe umhergetrieben während der Nacht vor dem Partherkampf, unter dem Bewußtsein gebrochen, an eine verlorene Sache sein Bestes gesetzt zu haben, bereits das Wort im Herzen „Du hast doch gesiegt, Galiläer!“ und auf den Lippen den nervösen, knabenhaft unwilligen Schrei: „Ich will nicht unterliegen!“ Und nun noch eine Figur ganz andern Schlags, aber charakteristischer als alle. Es ist der Photograph Hjalmar Ekdal, dessen hohe Pläne und herrliche Vorsätze vor den Augen des Publikums Stück für Stück zerbröckeln unter der zernagenden Macht der Alltäglichkeit, im ordinären Schlendrian des Lebens, bei einer Flasche Bier, einem reichlichen Frühstück, einem eiteln Geschwätz mit sogenannten Freunden, einer unmännlichen Spielerei, einem Getändel mit Weib und Kind. Die allbekannte erschlaffende und entsittlichende Wirkung der vergeudeten, es giebt keinen edlern Ausdruck, „vertrödelten“ Zeit — noch keinem Künstler ist es eingefallen, sie zur Darstellung zu bringen, und keinem wäre es geglückt wie Ibsen: was er beschreibt, erlebt man. Und die Beispiele ließen sich häufen: man denke an die häuslichen Szenen in „Nora,“ an das Liebesspiel der jungen Paare in der „Frau vom Meere“! Die Dialoge sind gerade in den Schauspielen der letzten Periode von unglaublicher Natürlichkeit. Hundertmal könnte man wähnen, als verkappter Seher oder Hörer einem wirklichen Vorgang beizuwohnen, einer gewöhnlichen Unterhaltung von Dutzendmenschen zu lauschen.

Nach welchem Rezept der Dichter verfährt, um einen solchen Grad der Illusion zu erzielen, ist schwer zu sagen, weil dergleichen unergründlich ist. Doch fällt beim ersten Blick auf, daß er sich nicht scheut, auch auf das Kleine, ja das scheinbar Triviale freundlich zu achten. Er gleicht dem niederländischen Maler, der sichs nicht verdrießen läßt, jedes Härchen eines Pelzkragens mit Liebe und Sorgfalt auszuführen. Und dann versteht er die schöne Kunst, richtig abzutönen. Wie der gute Schauspieler vom Stümper sich darin unterscheidet, daß er als Richard III. nicht mit gleichem Stimmenaufwande sagt: „Mein Bruder, guten Tag!“ und „Ein Königreich für ein Pferd!“, daß er eine Botschaft gelassener vorträgt, als etwa einen Monolog vor dem Tode, so ist Ibsen, je älter er wird, um so sparsamer mit dem Pathos: er läßt die Saiten nur dann lauter ertönen, wenn es unbedingt notwendig ist.

Aber es wäre völlig falsch, ihn nun für den Künstler zu halten, der die Dinge harmlos wiedergiebt, so wie sie sind, und sie ihre eigne Sprache reden läßt von Schönheit und Gemeinheit, von Leid und Lust. Seine anspruchslose Realistik ist bloß Maske, hinter der sich die Tendenz versteckt. Ibsen folgt der Mahnung, daß der Dichter mit dem Denker gehen soll. Er will nicht allein Poet sein, sondern auch Prophet, und gerade als solcher wirkt er, stößt er ab und zieht er an. Wem wäre es nicht schon widerfahren, daß er nach Lesung eines seiner Dramen eine Weile grübelnd verharrt hätte mit der ungelösten Frage im Sinn: Was will er sagen? Man schaut, späht, ahnt; man glaubt vor einer Untiefe zu stehen und schaudert; wer indessen herzhaft zuschreitet, der gewahrt bald, daß er in ganz seichtes Wasser tritt, das kaum zum Knöchel reicht und nur grundlos erschien, weil es trüb ist. Die schöne Frucht war ein Sodomsapfel und zerfällt in der Hand zu Asche und Staub.

Ein einziger gleicher Gedanke ist es ja, der in den spätern Werken Ibsens mit beklemmender Einförmigkeit immer wieder sich einstellt, und er läßt sich andeuten durch ein Stichwort aus der „Wildente.“ „Gebrauchen Sie doch, heißt es daselbst, nicht das Fremdwort »Ideale«. Wir haben das schöne deutsche Wort »Lügen«.“ Alles, was auf Erden für groß gilt, für gut und erstrebenswert, ist Spiegelfechterei und Täuschung, und der Mensch scheint verdammt, in einem Netz von Trug und Unwahrheit elend zu verkommen, wie die Fliege im Spinngewebe: das ist der ewige Gesang, der durch jedes Drama des Dichters tönt. Das ist die Summe seiner Weisheit, ist sein erstes und letztes Wort. Die flüchtigste Umschau gereicht schon zur Bestätigung.

Keine Einrichtung, die Ibsen häufiger und leidenschaftlicher bekämpft hätte als die Ehe. Die „Komödie der Liebe“ bildet gewissermaßen ein Vorspiel. Wie schon der Titel andeutet, rüttelt das Stück an dem holden, uns Deutschen von alters her teuern Glauben, daß die Liebe zwischen Mann und Weib ewig sei und unvergänglich; sie verflüchtigt sich, so lautet das trostlose Ergebnis, von dem Augenblicke an, wo man es versucht, sie in ein festes Band zu zwängen. Und nun folgen erst die großen Schlachten. Die Ehe taugt nichts, weil sie meist nicht freiwillig und unter dem Gefühl der Verantwortung geschlossen wird, sondern der eine dem andern sich „verkauft“; das ist in dürren Worten die Moral von der „Frau vom Meere.“ Sie taugt nichts, weil die rechtlich untergeordnete Frau vom Manne nicht als Gefährtin behandelt wird, sondern als Spielzeug: das ist die Lehre, die „Nora“ predigt. Sie taugt nichts, weil das Weib nicht befugt ist, vom Gatten, dessen sittliche Verworfenheit sie erkannt hat, sich loszureißen: das verkünden die „Gespenster.“ Das letzte Drama wächst zu eigentümlicher grauenhafter Größe darum heran, weil noch eine Idee hineinverwoben ist, die von jeher der tragischen Dichtung nicht fremd war, und deren Veranschaulichung niemals ihre Wirkung verfehlt: es ist der Gedanke, daß die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht werden bis ins dritte und vierte Glied. Diese furchtbare Wahrheit steht über der Kritik.

Zu einer andern Gruppe von Schauspielen gehört der „Bund der Jugend.“ Hier sind es die politischen Ideale, auf welche die Hammerschläge fallen. Die Losungsworte „Freiheit“

und „Ordnung“ werden als leer erwiesen; es sind windige Hülsen, leichte Mäntelchen, mit denen sich die Interessen selbstsüchtiger Kammerherren und mundfertiger ehrgeiziger Advokaten decken. Nahverwandt, doch bitterer, hämischer ist die Dichtung „Die Stützen der Gesellschaft,“ in der die berufenen Träger des geistigen Banners, die gepriesenen Pfeiler der Rechtlichkeit und guten Gesittung, ob Großkaufleute, ob Pastoren, als Schurken oder Strohköpfe gebrandmarkt werden.

Aber Ibsen begnügt sich nicht, das alte Haus herunterzureißen: er überbietet sich selbst und weist höhnend auf die unermeßlichen Schwierigkeiten, die sich einem Neubau entgegen stellen. Ja wohl, eine dichte Atmosphäre von Lug und Trug umlagert uns; indessen auch der Glaube, daß es der Gesellschaft einmal gelingen werde, den Dunstkreis zu sprengen und in die freie, reine Luft zu treten, ist ein Wahn. Denn die sich vermessen, die Wahrheit zu sagen und mit der Fackel umherzuleuchten, hat man von jeher „gekreuzigt und verbrannt“ und so mundtot gemacht: davon legt der „Volksfeind“ Zeugnis ab. Und die „Wildente“ stimmt ein und vergegenwärtigt, welch schreckliche, unüberwindliche Gegnerin für jede Reform die Macht der Trägheit und der Gewohnheit ist. Das grausamste Urteil aber fällt „Rosmersholm,“ das den tiefsinnigen Gedanken zur Ausführung bringt, daß ein Bruch mit der Ueberlieferung, auch der ungesundesten, nur möglich ist durch Schuld — und die Schuld ist bekanntlich kein Grund, auf dem eine bessere Zukunft sich errichten ließe.

So fallen nicht bloß bestimmte Ideale, sondern alle: auch das Vertrauen auf das Ideal überhaupt sinkt zusammen, und übrig bleibt lediglich — nichts. Ibsen ist der konsequenteste Pessimist; aber nein! die Bezeichnung ist nicht erschöpfend. Byron hat ja leidenschaftlicher als einer gescholten und gespottet über eine armselige, kleinliche Gegenwart; doch ist er dabei nicht müde geworden, Lichtgestalten edler stolzer Männlichkeit mit prächtigen Farben auszumalen. Ibsens Bilder sind dagegen nur, was man in der Photographie „negative“ nennt. Er kommt nicht hinaus über die Schilderung der „Leiche, die wir an Bord haben!“ Daher der eigentümliche miasmische Hauch, der aus seinen Werken weht. Seine Anschauung ist nicht Pessimismus, sondern Nihilismus; und mit Recht meint er:

Ja, vollbring ich einmal was Großes,
Ists gewiß eine That der Nacht.

Man lasse sich nicht beirren durch Dramen wie „Brand“! Denn was anders schildert uns das Schauspiel, als die vergeblichen Bemühungen, den kläglichen Schiffbruch eines Idealisten, der freilich seine Forderungen unmenschlich überspannt hat? Und auch „Kaiser und Galiläer“ verharrt in der Verneinung; morsch das alte Heidentum! wurmstichig das junge Christentum! Was jedoch „das dritte Reich, das Reich des Geistes“ sei, bleibt ungesagt. Wohlwollende Biographen haben zwar Ibsen ein Ideal unterzuschieben gesucht: sie bezeichnen es als „Persönlichkeit“ oder „Individualismus“ und geben die Formel aus: „Der stärkste Mann ist derjenige, welcher allein steht.“ Aber was ist denn damit eigentlich gesagt? es wird weiter nichts verkündet als eben die Verneinung aller Gesellschaftsordnung, jeder Vereinigung und Gliederung der Menschheit. Der nackte, öde, lieblose Egoismus steigt auf: das Ergebnis ist noch immer — nichts. Denn „wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.“

Das Häßlichste ist, daß es sich bei Ibsen nicht um ein dunkles, unklares Drängen und Streben handelt, das sich des Zieles nicht völlig bewußt wäre. Wenn je, so gilt von ihm das Wort Schillers: „Der Mann will seinen Haß.“ Es ist ganz gewiß kein Zufall, daß das erste Drama, das der junge Apothekerlehrling dichtete, „Catilina“ hieß, und wie der Held darin aufgefaßt wird, beweisen seine Worte:

Wohlan, kann nicht das alte Rom erstehen
Durch diese Hand — das unsre soll vergehen!
Statt Marmorsäulenreihen sollen
Rauchsäulen bald aus Flammengluten steigen;
Die Tempel und Paläste werden Schutt;
Verwittern soll das Kapitol dort oben!

Und der ältere Mann schreibt wiederholt in Briefen, die der Oeffentlichkeit überliefert worden sind, daß ihm keine Umwälzung radikal genug sei, und er singt gelegentlich:

An meinen Freund, den Revolutionsredner.

Von der Revolution kenn ich nur eine,
Die nicht bald verpfuscht war in eine feine.

Sie hat vor den spätern des Alters Glorie:
Ich meine natürlich die Sündflutshistorie.

Doch damals schon ward der Teufel betrogen,
Weil Noah im Kasten sich durchgelogen.

Was meinst? wir machen sie besser als Kenner:
Und dazu bedarfs der Redner und Männer.

Ihr sorgt für das Wasser, wie laut man auch schnarche;
Ich leg 'nen Torpedo unter die Arche.

Eine Freude an der Zerstörung giebt sich hier kund, eine Lust, dem Nächsten alles zu verleiden, was ihm lieb ist, eine Nörgelsucht, wie sie sich nur aus einer gemütlich verkümmerten Natur erklären läßt, wie man sie wohl hin und wieder bei gescheiterten Schwärmern oder bei Männern findet, die, fern von der mütterlichen Pflege im Alumnate auferzogen, um die normale Entwicklung des Herzens gebracht worden sind. Schon möglich, daß der Dichter einst zu viel und über Menschenkräfte hat leiden müssen, in seiner Heimat, unter seinem Volk,

Das ihn in die Verbannung trieb,
Mit Schmerz beladen und mit wundem Fuß,
Das auf die Stirn die dunkle Schrift ihm schrieb!

Dann hätten wir es bloß mit einer vereinzelten Krankheitserscheinung zu thun. Aber noch eine andre Lösung des seltsam psychologischen Rätsels ist denkbar. Es ist erwähnt worden, daß Ibsen in der Jugend unter dem Einfluß der Romantiker gestanden hat, das heißt der Schule, die bisweilen nicht ohne Frivolität selbst schwere sittliche Schäden mit dem goldnen Schleier der Poesie verhüllte und überspann. Das Schauspiel „Peer Gynt,“ das warnend auf die Gefahren einer übermäßig entwickelten Phantasie hindeutet, legt den Gedanken nahe, daß die Ibsensche Poesie die furchtbare Reaktion ist gegen leichtfertige und verlogene Schönfärberei. Wäre das richtig, so gehörte sie eher der Vergangenheit an als der Gegenwart. Denn so sicher wir heute wissen, daß das Ideal sich hienieden nicht verwirklichen läßt, ohne etwas von seiner Größe und Schönheit einzubüßen, so wenig maßen wir uns ein Recht an, an seiner Realisirbarkeit überhaupt zu zweifeln. Durch zahllose irdische Mängel und Gebrechen sehen wir noch immer den göttlichen Funken der opferwilligen Liebe schimmern; und das Sonnenlicht — auch wenn es sich in der Gestalt der geschwärzten Kohle darbietet — bleibt uns doch stets Sonnenlicht. E W M

Verschiedenes

(Zu der Geschichte von Hans Derschlag) in Nr. 23 d. Bl. habe ich einige freundliche Mitteilungen erhalten, für die ich herzlich danke. Ich wünsche aber dringend noch mehr Auskunft. Ich fürchte, wir können die am Schlusse der Geschichte aufgeworfenen Fragen nicht so rund verneinen, wie es im Interesse der Kirche und des Volkes wünschenswert wäre. Was jetzt nicht mehr ist, ist bis vor kurzem gewesen; andres bringt ein unangebrachter Konservatismus noch immer nicht fertig endlich abzuschaffen. Aus Holstein (Kreis Plön) wird berichtet, daß ungetauft verstorbene Kinder noch jüngst zwar nicht am Kirchhofszaune beerdigt wurden, „aber abseits an einer Stelle, wo sofort das Gras wieder über das kleine Grab wuchs, sodaß die Stelle in kurzer Zeit wieder unkenntlich war.“ In vielen Gemeinden Schlesiens hat der Pfarrer alle vierzehn Tage den Klingelbeutel, er ist mit darauf angestellt. Im ländlichen Gebiet der Stadt Danzig geht während des Hauptliedes erst ein Klingelbeutel für die Kirche und dann das Predigerkästchen um. Wo die Kirche groß und der Kirchenbesuch gut ist, kommt der, der das Kästchen herumträgt, oft erst nach Schluß der Predigt mit seinem Geschäft durch: auch das „Dittchen Neugeld“ in der Erzählung entspricht den dortigen Verhältnissen. Mit Recht aber schreibt ein Berichterstatter aus dem Kreise Lauenburg, daß die Abschaffung der Stolgebühren auch mit in den Kreis dieser Erörterung gehöre. „Die Stolgebührenfrage ist auch eine soziale Frage, und zwar eine solche, die vor allem die kirchlichen Vertreter der Sozialpolitik angehen dürfte!“

Wir kommen darauf zurück, erbitten uns heute nur weitere Mitteilungen. R

(Kirchliche Versorgung der Fabrikarbeiter) Auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß ist gelegentlich darauf hingewiesen worden, daß die

Arbeitgeber und Fabrikanten mehr als bisher die Pflicht kirchlicher Versorgung ihrer Arbeiter erkennen und erfüllen sollten. Es freut uns, von einem Falle berichten zu können, in dem dies bereits geschehen ist. Die Gebrüder Dyckerhoff haben in ihrer Zementfabrik zu Amöneburg bei Biebrich einen freundlichen, würdigen Betsaal eingerichtet, in dem sie alle vierzehn Tage Gottesdienst halten lassen. Die Beteiligung an den Gottesdiensten ist bisher sehr rege gewesen. — Hoffentlich findet dies lobenswerte Vorgehen Nachahmung; wir bitten uns von ähnlichen Einrichtungen Nachricht zu geben. E F

(Zur Frage des Sonntagsschutzes) Wie merkwürdig hat sich die Stellung der Regierungen und Parteien verändert! Forderungen der Organe der innern Mission, die vor wenigen Jahren noch mit der Warnung vor „englischem Sonntag“ abschätzend zurückgewiesen wurden, sind in weit verstärktem Maße von der internationalen Arbeiterschutzkonferenz den Regierungen empfohlen worden, und diese legen sie ihren Parlamenten vor. Wie auffallend hier mitunter die Abstimmung der Parteien ist, beweist die Beratung der Sonntagsruhe in der Arbeiterschutzkommission. Nach der Regierungsvorlage soll für die Gast- und Schankwirtschaften, sowie für diejenigen Verkehrsgewerbe, welche von dem Verbote der Sonntagsarbeit befreit sind, die Bestimmung nicht gelten, daß die in ihnen beschäftigten Arbeiter an jedem dritten Sonn- und Festtage volle 36 Stunden oder an jedem zweiten Sonn- oder Festtage mindestens in der Zeit von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends von der Arbeit frei zu lassen sind. Hier waren es nur die Sozialdemokraten und, soweit es die Verkehrsgewerbe betrifft, auch die Deutschfreisinnigen, welche die Geltung dieser Schutzbestimmung auch für die genannten Gewerbe beantragten. — Wir wollen über die hier obwaltend gewesenen Beweggründe nicht sprechen und nur darauf hinweisen, daß in vielleicht keinem Stande die Versuchungen so große sind, wie in dem Wirtschaftsbetriebe, sodaß es hier doppelt nötig wäre, den darin Angestellten wenigstens die Möglichkeit zu bieten, von Zeit zu Zeit einen Gottesdienst zu besuchen. Wie der Volksmund in übertreibender Weise von den Wirten spricht, ist bekannt, und dem entsprechen nur die Klagen ihrer Bediensteten wenn sie auf die oft vollständige Unmöglichkeit, in Jahren eine Predigt zu hören, ein gut Teil ihrer sittlichen Abstumpfung zurückführen. Bei dem Einfluß, den das Wirtshaus leider auf die meisten Deutschen hat, ist ein unchristlicher Geist in ihm nur umso schlimmer. F J

(Döllingers Lutherskizze) Kaum hat Döllinger die Augen geschlossen, so bemächtigen sich die Ultramontanen des Verketzerten auch schon zum Angriff gegen den Protestantismus.

Im Jahre 1851 ließ Döllinger seinen für das katholische Kirchenlexikon von Wetzer und Welte geschriebenen Artikel „Luther“ als gesondertes Büchlein (Luther. Eine Skizze von J. Döllinger. Freiburg i. B., 1851) erscheinen, eine Schrift, worin der damalige Führer im Kampfe gegen den Protestantismus in Deutschland ein Gesamtbild Luthers lieferte, das an Verzerrung und Verdrehung der thatsächlichen Verhältnisse, in der Kunst des Zitirens und des Verschweigens u. s. w. in der Folgezeit kaum von irgend einem übertroffen worden ist und thatsächlich den modernen Karikaturmalern der Reformationszeit, einem Janssen, Evers u. s. w. nicht nur als Vorbild, sondern auch als Quelle gedient hat. Bekanntlich hat aber der Münchner Theologe später einen andern Standpunkt eingenommen und, wenn er auch Luthers religiöse Grundgedanken niemals verstehen lernte, doch den Reformator ganz anders zu würdigen gewußt, ihn zum Teil mit hohen Worten, die im vollsten Widerspruch zu jener frühern Schrift stehen, gepriesen. Infolgedessen hat er seine Zustimmung zu einer neuen Auflage ausdrücklich versagt (vgl. den von Dr. Franz Hülskamp, Geh. Päpstlichen Kammerherrn, herausgegebnen Litterarischen Handweiser vom 12. Juni d. J., S. 278). Gleichwohl hält es die Herdersche Buchhandlung in Freiburg jetzt, wo infolge seines Todes das Interesse an Döllinger von neuem rege geworden ist, für angezeigt, jene Skizze mit ihrem scharfen Angriff gegen Luther und die evangelische Kirche von neuem herauszugeben und für den billigen Preis von 40 Pfennigen zu verbreiten!

Wird aber der Angriff erneuert, so soll es auch an der Erneuerung der Abwehr nicht fehlen. Sie ist schon da und braucht nicht erst geschrieben zu werden. Unmittelbar auf Döllingers Schrift ließ der berühmte Erlanger Theologe Hofmann eine Gegenschrift erscheinen (J. Ch. K. Hofmann, Paulus. Eine Döllingersche Skizze. Erlangen, 1851), die nach Form und Inhalt vielleicht das Beste ist, was bisher der römischen Geschichtsfälschung entgegengestellt worden ist. Hofmann zeigte, wie man mit Leichtigkeit unter Anwendung der schnell zu erlernenden Methode Döllingers, zum Teil mit dessen auf Luther angewendeten Worten, ein eben solches, scheinbar Satz für Satz mit Bibelstellen zu belegendes Zerrbild von dem Apostel Paulus entwerfen könne, wie dies Döllinger von Luther entworfen hatte. Diese Gegenschrift soll denn nun zur Abwehr mit einer auf die spätern Urteile Döllingers verweisenden Einleitung von Professor Theodor Kolde in Erlangen in neuer Auflage herausgegeben werden. Es wird nur dieses Hinweises bedürfen, um unsre Leser für das Büchlein zu interessiren. Die Unverdrossenheit, mit der sich Professor Kolde der Verteidigung unsers Reformators gegen die ultramontanen Geschichtsfälscher annimmt — es gehört wahrlich für einen protestantischen Gelehrten Selbstverleugnung dazu —, kann nicht genug anerkannt und unterstützt werden. R

Zur Beachtung

Wir bitten um ungesäumte Neubestellung für das kommende Vierteljahr. **Nachbestellungen bei der Post** werden nach Ausgabe der ersten Nummer eines Quartals von der Post nur mit einem Preiszuschlage von 10 Pfennigen ausgeführt. Trifft beim Vierteljahrswechsel trotz rechtzeitiger Bestellung das Blatt nicht rechtzeitig ein, so ist bei der beteiligten Postanstalt, nicht bei der Verlagshandlung darüber Beschwerde zu führen.

Nummer 27 wird als **Probenummer** in größerer Auflage gedruckt und unentgeltlich in beliebiger Anzahl an jede beliebige Adresse verschickt. Wir bitten die Freunde unsers Blattes davon Gebrauch zu machen. Zwar ist trotz der Erhöhung unsrer Haltegebühr für diesen Jahrgang die Zahl der ständigen Abonnenten im ersten Vierteljahr von 2874 auf 2936, im zweiten weiter auf 2977 gestiegen, aber noch immer haben wir nicht einmal die Ziffer 3000 erreicht. Wir erinnern unsre Freunde auch an die bewährte Einrichtung von **monatlichen Probeabonnements.** Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung an jede mitgeteilte Adresse mit oder ohne Nennung des Bestellers je nach Erscheinen vier auf einander folgende Nummern.

Mitarbeiterverzeichnisse (vom 1. April d. J.) sind jederzeit bei der Verlagshandlung unentgeltlich zu haben. Neu eintretende Abonnenten erhalten auf Wunsch Nr. 25 und 26 mit dem Anfang des Aufsatzes „Die Stellung des evangelischen Christen zur heiligen Schrift“ ebenfalls unentgeltlich nachgeliefert.

Feine ganzleinene **Einbanddecken** zum ersten, zweiten und dritten Jahrgang sind für je 1,60 Mark durch alle Buchhandlungen, sowie unmittelbar von der Verlagshandlung zu beziehen. Ebenso ist der **erste** Jahrgang in Nummern, der **zweite** geheftet für 6 Mark auf gleichem Wege zu haben. Vom **dritten** Jahrgang sind nur die beiden letzten Quartale noch vorrätig; die beiden ersten werden gern durch die Verlagshandlung zurückgekauft. **Einzelnummern** können jederzeit, soweit sie nicht vergriffen sind, für 20 Pfennige von der Verlagshandlung nachbezogen werden, ebenso die ersten beiden Quartale des laufenden Jahres für je 2 Mark.

D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Durch die glückliche Geburt eines gesunden **Sohnes** wurden hoch erfreut

Verel bei Lesse in Braunschweig, den 19. Juni 1890.

Pastor **A. Köster** und **Frau**, geb. **Refardt.**

Havana-Cigaretten

mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von feiner Qualität.

Ich empfehle zwei Sorten, zu 37 und 42 Mk. per Mille, und versende hiervon 40 Stück als Muster franko für 2 Mk.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.

Referenz: Untenverzeichnete Verlagsfirma Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Aufruf.

Die Ausbildungskurse im Königlichen Pflegerhause zu Hubertusburg beginnen zu Anfang eines jeden Vierteljahres (1. Juli, 1. Oktober 1890, 1. Januar 1891 u. s. w.). Wer in dasselbe eintreten will, hat folgende Papiere an den Unterzeichneten einzusenden: 1. Aufnahmegesuch (auf großem Bogen). 2. Selbstverfaßter Lebenslauf. 3. Obrigkeitliches Führungszeugnis. 4. Taufzeugnis. 5. Zeugnis eines Geistlichen. 6. Aerztliches Zeugnis.

Die meisten der Pflegerinnen werden in den Versorgungshäusern für geisteskranke Frauen und Mädchen verwendet, andre bei körperlich Kranken, Blöden, Blinden, Epileptischen. In der Regel wird an 2–3 Pflegerinnen eine Abteilung übergeben, in welcher sich je nach der Krankheit 12—30 Kranke befinden. Diese Schwestern haben die Verpflichtung, für deren Verpflegung, Beschäftigung, richtige Behandlung, sowie für Reinhaltung der betreffenden Räume Sorge zu tragen; so viel wie irgend möglich sollen die Kranken selbst zu den vorkommenden Arbeiten angeleitet und herangezogen werden. Außer ihren festgeregelten Freizeiten sind die Schwestern stets mit den Kranken zusammen. Sie müssen gesund und frei von Nervosität, geschickt und willig zur Arbeit sein. Sie sollen nicht unter 17 und nicht über 40 Jahre alt sein. Nachtwachen giebt es weit weniger als in den meisten Krankenhäusern.

Die äußere Stellung der Pflegerinnen ist eine sehr günstige. Sie erhalten in den ersten Wochen als Probepflegerinnen ein wöchentliches Taschengeld von 1 M. 40 Pfg., dann als Lehrpflegerinnen ein solches von 2 M. 80 Pfg. Nach ihrer Versetzung aus dem Pflegerhause auf eine Krankenstation, die meist nach einigen Monaten erfolgt, wird das Taschengeld auf 4 M. 90 Pfg. erhöht. Nach der festen Anstellung (bei guter Bewährung etwa nach 1—2 Jahren, aber nur nach zurückgelegtem 20. Lebensjahre) tritt neben freier Nahrung und Kleidung ein Jahresgehalt von 360 M. ein, der bis auf 540 M. steigen kann. Von diesem Gehalte wird jährlich die Summe von 48 M. zurückbehalten, auf Sparkasse gelegt und nur nach zehnjähriger Arbeit ausgezahlt. Alternde und arbeitsunfähig werdende Schwestern erhalten außerdem nach zehnjähriger Dienstzeit eine angemessene Pension. Es giebt eine Reihe von Oberpflegerinnenstellungen, die an gebildete tüchtige Pflegerinnen verliehen werden.

So wird für das äußere Wohl der Pflegerinnen gesorgt. Das Wichtigste ist aber, daß sie ein frommes, demütiges, williges Herz mitbringen. Ihr Jungfrauen und Witwen, die ihr mit den euch verliehenen Kräften eurem Gotte und Heilande dienen wollt, kommt und helft am Dienste der vielen Unglücklichen, die Gott uns zur Pflege anbefohlen hat. — Zu jeder Auskunft ist gern bereit

Hubertusburg bei Wermsdorf,
Mai 1890.

P. Naumann,
Pflegehausleiter.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig